



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

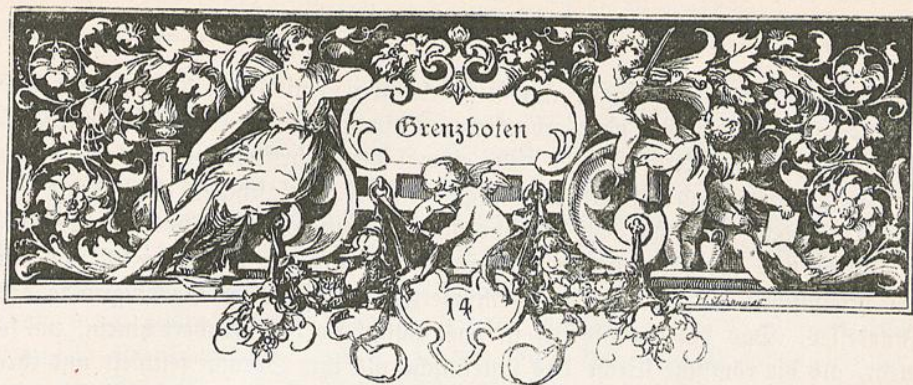
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Das klassische Altertum im Wandel der
Geschichtsauffassung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Das klassische Altertum im Wandel der Geschichtsauffassung



ir studieren die Vergangenheit, um aus ihr heraus die Gegenwart zu verstehn. Aber ebenso bedeutend ist der Einfluß, den die Erfahrungen unsrer eignen Zeit auf die Auffassung der Vergangenheit ausüben. Den richtigen Standpunkt für die Beurteilung der deutschen Geschichte haben wir erst seit der Erneuerung des Reichs gewonnen, unsre mittelalterliche Kaiserzeit ist uns erst durch die neue deutsche Weltpolitik ganz verständlich geworden. Aber auch die Erkenntnis des klassischen Altertums ist von den Wandlungen der deutschen Geschichte viel abhängiger, als es zunächst scheint. Sogar die Aufgabe, die hier der Wissenschaft gestellt wird, ist erst sehr allmählich erkannt worden.

Was will heute die Wissenschaft vom klassischen Altertum, die klassische Philologie im weitesten Sinne? Sie will die griechisch-römische Welt, die Kultur, die alle Mittelmeerländer mit einem guten Teile Vorderasiens und des europäischen Binnenlandes zu einer geistigen und schließlich auch zu einer politischen Einheit verband, eine großartige Erscheinung, die niemals wieder ihres gleichen gehabt hat, in allen ihren Lebensäußerungen und mit allen wissenschaftlichen Mitteln als eine Einheit historisch begreifen. Das erscheint so selbstverständlich, so einfach, und ist doch erst das mühsame Ergebnis vornehmlich der deutschen Forschungsarbeit des neunzehnten Jahrhunderts. Vollends die Erweiterung und Vertiefung des historischen Verständnisses vom klassischen Altertum steht unter der fortgesetzten Einwirkung der Zeiterfahrungen, derart, daß sie der eignen, besonders der politischen Entwicklung der modernen Welt, und namentlich Deutschlands, geradezu parallel läuft.

Der Humanismus, der in das dämmernde Dunkel mittelalterlich-kirchlicher Bildung zuerst einen frischen Luftzug und einen Strahl hellen Tageslichts hineinbrachte, in den Deutschen zuerst eine Ahnung erweckte von einer Welt edler Schönheit und geistiger Freiheit, sah in den alten Schriftstellern nur Muster für die eigne Darstellung oder wissenschaftliche Lehrschriften, in den

antiken Menschen und Dingen nur Beispiele von menschlicher Tugend und Untugend zum rhetorischen oder erbaulichen Aufputz; von einem historischen Verständnis war gar keine Rede, nicht einmal der Schriftwerke, geschweige des antiken Lebens, und da das allerdings von der scholastischen Verbildung geäuberte Latein nach wie vor die Sprache der Wissenschaft, also auch der Universitäten und der Schulen blieb, so trat das Griechische völlig zurück, und mit der lateinischen Sprache stand das Römertum durchaus im Vordergrund des Interesses. Das dauerte bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein, um so mehr, als die römische Kirche das Lateinische als ihre Sprache festhielt und ihre meist jesuitische Erziehung der hellenischen Geistesfreiheit verständnislos und feindselig gegenüber stand. Sogar die bildende Kunst wurde von dem spät-römischen Vorbilde beherrscht, das dem Sinne des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts für fürstlich-höfische Weiträumigkeit und Prachtentfaltung entsprach. Die echte griechische Kunst kannten weder die Künstler der Renaissance noch die der Barockzeit, und Griechenland selbst war ein verkommenes Barbarenland, wohin selten ein europäischer Reisender seinen Fuß setzte. Wer das „klassische“ Altertum an der Quelle studieren wollte, der ging nach Italien, und auch dort haben die großartigen altgriechischen Tempelreste in Pastum, Sirgenti, Segesta und Selinus der Kunst gar keine Anregung geboten; sie wurden selbst Goethen erst langsam verständlich.

Für Deutschland haben erst J. J. Winckelmann und G. E. Lessing das griechische Altertum wirklich entdeckt. Der arme Schusterssohn aus Stendal in der Altmark, mit wie schönheitsdurstigem Herzen hat er sich, hungernd und darben in elenden dürftigen Schulstellungen, in die Schriftsteller der hellenischen Welt vertieft, die er sich lange Jahre in einer ärmlichen Umgebung nur in seiner Phantasie vorzauberte, bis ihn dann ein gütiges Geschick an den glänzenden kunstinnigen Dresdner Hof und endlich nach Italien führte! Hier abstrahierte er aus der Fülle der Denkmäler das seitdem diese Zeit beherrschende griechische Kunstideal, „die edle Einfalt und stille Größe,“ hier schrieb er seine Geschichte der Kunst des Altertums, die die moderne Kunstwissenschaft begründete. Und Lessing, der kampfesfrohe Pfarrerssohn aus der Oberlausitz, trat mit schärfster Kritik für den echten Aristoteles gegen den falschen der Franzosen, für Sophokles gegen die gespreizten Römerdramen des Siècle de Louis XIV, für Homer gegen Virgil in die Schranken, überall für das Originale gegen das Nachgeahmte. Auf diesem Boden erwuchs die neue klassische Litteratur der Deutschen, nicht in römischer Luft, wie die französische, sondern in griechischer, und ihre edelste Schöpfung, Goethes *Iphigenie*, goß eine modern-humane Gedanken- und Empfindungswelt in hellenische Formen von edler Einfalt und stiller Größe.

Aber wenn es das Verdienst dieser Zeit ist, über das Römertum hinweg zum Griechentum hindurchgedrungen zu sein, von wirklicher historischer Erkenntnis auch nur seiner Litteratur und Kunst war sie doch noch sehr weit entfernt. Denn dieses selbstsichere Geschlecht der Aufklärung legte an alles

einen absoluten Maßstab, es suchte nach dem richtigen, dem guten Geschmack genau so wie nach der Vernunftreligion, dem Vernunftrecht und dem Vernunftstaat und verwarf rücksichtslos, was diesen scheinbar absoluten logischen Konstruktionen widersprach. Von einem historischen Urteil über die politische Entwicklung des Altertums war darum vollends keine Rede, denn die Menschen dieser Zeit lebten in absoluten Monarchien, die, auf Heer und Beamtentum beruhend, auch den Gebildeten keinerlei Anteil an ihrer Leitung gewährten, sodaß diese auch innerlich kaum Anteil am staatlichen Leben nahmen, und wenn sie ein Staatsideal hatten, so war dies das abstrakt republikanische, denn die Republik war die herrschende Staatsform des Altertums, und die Helden Plutarchs, des damals gerade wegen seiner moralisierenden Tendenz weitaus wirkungsvollsten aller antiken Historiker, waren Verkörperungen republikanischer Tugenden. Die französische Revolution mit ihren rasch wechselnden, weil unhaltbaren Verfassungsexperimenten mehr oder weniger republikanischen Gepräges, mit ihrer Begeisterung für antike Tugenden, antike Moden und antike Namen war das echte und gerechte Erzeugnis dieser Sinnesrichtung und deshalb wenigstens in ihren Anfängen auch das Entzücken fast aller gebildeten Deutschen.

Und doch hatte schon eine grundtiefte Wandlung der Anschauungen eingesetzt. Noch ehe der Engländer Eduard Gibbon, weil er ein Bürger des politisch reifsten Volks im damaligen Europa war, angesichts der Ruinen Roms den Plan zu seiner großartigen, noch heute als Ganzes unerreichten Geschichte vom Verfall und Untergange des römischen Reichs faßte, begann J. G. Herder die Ideen zu entfalten, auf denen alle Geisteswissenschaft und zumal die historisch-philologische Wissenschaft des gesamten neunzehnten Jahrhunderts beruht. Er fragte nicht mehr: Wer ist größer, Homer oder Virgil, Sophokles oder Shakespeare? sondern er suchte zu begreifen, warum Sophokles in Griechenland, Shakespeare in England erwachsen sei, und zu zeigen, daß jeder eben nur auf dem Boden seines Landes und Volkes möglich gewesen sei. Später hat er in seinen „Ideen“ die ganze alte Geschichte so betrachtet und damit die moderne Auffassung, die wirklich historische Auffassung begründet, die sich bemüht, jede geschichtliche Erscheinung aus ihren Lebensbedingungen, ihrer Umwelt heraus zu begreifen.

Aber wenn diese Zeit die historische Entwicklung der geistigen Kultur zu verstehn begann, weil sie selbst eine hohe Stufe in dieser Entwicklung erreicht hatte, das Wesen des Staats und der Nation verstand sie wenigstens in Deutschland noch immer nicht. Erst die furchtbaren Erschütterungen der Napoleonischen Zeit lehrten die deutschen Weltbürger, daß das Dasein des Einzelnen und eine hohe Kultur haltlos seien ohne den Staat, und daß das höchste Gut eines großen Volks die Unabhängigkeit von fremder Gewalt und Herrschaft sei. Und während sich die Romantik mit liebevollem Eifer in das Studium des eignen Volkstums vertiefte, begann der Holsteiner B. G. Niebuhr, kein Fachgelehrter, sondern zunächst ein praktischer Geschäftsmann, ergriffen von

dem Zusammenbruch des preußischen Staats, dem er freiwillig diente, gerade in den Jahren Napoleonischer Machthöhe, 1811 und 1812, die Geschichte Roms zu erzählen, nicht wie einer, der nur eine wissenschaftliche Aufgabe lösen will, die ihn innerlich kühl läßt, sondern wie einer, der ähnliches selbst geschaut hat und die Schicksale eines fremden, längst untergegangnen Volks wie ein Mitlebender empfindet. Für die Griechenwelt kam die Erkenntnis wenig später. August Böckh in Berlin stellte in seinem großartigen Werke über den attischen Staatshaushalt (1817) zum erstenmale das Leben eines griechischen Staats, und zwar des wichtigsten griechischen Staats, auf die feste Basis seiner Institutionen, indem er Fragen aufwarf und beantwortete, die bisher niemals in Bezug auf einen antiken Staat gestellt worden waren; er ging durch sein *Corpus inscriptionum graecarum* (seit 1824) zuerst weit über die schriftstellerischen Quellen hinaus und faßte zum erstenmale das hellenische Altertum als ein Ganzes, die Darstellung dieses Ganzen als die Aufgabe der philologischen Wissenschaft. Völlig in seinem Sinne unternahm es sein Schüler Otfried Müller in seinen *Geschichten hellenischer Stämme und Städte* (Minyer 1820, Dorier 1824), einzelne große Ausschnitte dieses Ganzen nach allen Seiten der Entwicklung hin zu behandeln. Es war kein Zufall, daß diese Werke in einer Zeit entstanden, wo der Neubau des preußischen Staats die allgemeine Aufmerksamkeit der Gebildeten auf innerpolitische Fragen richtete, und der Gedanke, diese Kreise zur politischen Mitarbeit heranzuziehen, sich in den neuen Verfassungen immer mehr verwirklichte. Es war vielleicht auch kein Zufall und nicht nur das Ergebnis alter Tradition, daß die andre Richtung der Philologie, die ihre Aufgabe in der Textkritik und der Erklärung der Schriftsteller sah und Gottfried Hermann in Leipzig als ihr Haupt verehrte, in Sachsen ihren Hauptsitz hatte, wo es bis 1830 gar kein wirkliches politisches Leben gab. Auch hat es lange gewährt, ehe Böckhs Auffassung durchdrang; was an Kenntnissen über die verschiedenen Seiten der antiken Kultur in emsiger Sammelarbeit aufgehäuft wurde, das ging unter dem Namen der „Altertümer,“ also einer mechanischen, äußerlichen Ansammlung von Einzelheiten, und diente vor allem der Erklärung der Schriftsteller. Auch die Wissenschaft von der antiken Kunst, die Archäologie, stand noch lange abseits; ihre Vertreter galten den zünftigen Philologen nicht für voll, und das Studium dieser so besonders großartigen Seite der antiken Kultur galt vielen Studenten der Philologie für entbehrlich, nur weil man darin nicht examiniert wurde. Denn traurige Banausen, Handwerker des Geistes, hat es zu allen Zeiten gegeben, auch unter den Philologen.

Doch um das Ziel der politischen Entwicklung der klassischen Völker zu erkennen und von diesem Ziele aus diese Entwicklung zu beurteilen, dazu bedurfte es neuer Erfahrungen am eignen Leibe, der Erkenntnis, daß auch für uns Deutsche der Nationalstaat, die politische Einheit der Nation das höchste Gut und die Vollendung unsers Wesens sei. Zuerst in den Kreisen der wissenschaftlich Gebildeten ist sie in Deutschland aufgetaucht, mehr noch ein wissen-

schaftlich theoretisches Produkt als eine unmittelbare Empfindung, und die Massen, die sich 1848 gegen die alten Zustände erhoben, erstrebten überhaupt nicht die Einheit, sondern die Freiheit. An diesem innern Widerspruch und an dem Widerstande oder dem Kleinmut der Regierungen scheiterte die große volkstümliche Bewegung der Sturmjahre. Aber das Ziel war erkannt, und unvergessen blieb das Frankfurter Parlament, das es zum erstenmal wieder gewagt hatte, einen deutschen Kaiser zu küren, und das an geistigem Adel einzig geblieben ist, denn es vereinigte in der That die geistige Aristokratie der Nation, alle die großen Namen der deutschen Wissenschaft. Darum wirkte die Erinnerung daran gerade auf die wissenschaftliche Erkenntnis so stark hinüber. Theodor Mommsen, der seine nationale Gefinnung mit dem Verluste seiner Leipziger Stellung büßen mußte, sprach es in seiner Römischen Geschichte (1851) zuerst aus, daß diese römische Geschichte der Typus der nationalen Entwicklung sei, und daß er deshalb nicht etwa die Geschichte der Stadt Rom erzählen wolle, sondern die des von Rom geeinten Italiens. Ich kann mich noch deutlich daran erinnern, wie sehr mich das befremdete, als ich es zum erstenmal las. Also alle die blutigen Kriege gegen die italischen Stämme, bei denen ich als Schüler natürlich die Partei der heldenmütigen Samniter genommen hatte, und der Hannibalische Krieg, bei dem ich mich selbstverständlich für den großen Punier begeistert hatte, das sollten nicht nur Eroberungskriege dieser harten, unliebenswürdigen Römer gewesen sein, sondern auch und vor allem Kämpfe um die Einigung Italiens und für ihre Behauptung gegen den furchtbaren semitischen Landesfeind? Natürlich, wir lebten damals in der Zeit der Turner-, Sänger- und Schützenfeste; wir glaubten alles Ernstes, daß die deutschen „Stämme“ einander alle brüderlich liebten und nur darauf warteten, einander gerührt in die Arme zu sinken, wie es ja Turner, Sänger und Schützen bei jedem Feste thaten, wenn nur die bösen Regierungen es endlich erlauben wollten, und wir ahnten gar nicht, wie viel Eigensinn, Haß und Neid unter ihnen lebte, und wie jeder „Stamm,“ jedes „Ländle“ zwar die deutsche Einheit wollte, aber nur unter der Bedingung, daß dabei jede „berechtigte Eigentümlichkeit“ — und berechtigt waren sie alle — sorgfältig gesichert werde. Oder wenn wir einmal daran dachten und sahen, wie oft Einigungsversuche fehlgeschlagen waren, dann nahmen wir unsre gelehrte Bildung zu Hilfe und suchten — echt deutsch — Trost bei der philosophischen Erwägung, daß Deutschland das Griechenland des Altertums sei. Ich muß allerdings gestehn, daß ich, als mir dieses Thema einmal in Prima zugemutet wurde, trotz der Widerlegung dieses resignierten Niebuhrschen Satzes unternahm. Schließlich sollte ich Recht behalten; aber daß die Einheit einer Nation nicht mit Reden und Trinksprüchen und patriotischen Liedern gemacht werde, auch nicht mit Zeitungsartikeln und Majoritätsbeschlüssen, sondern „mit Blut und Eisen,“ unter schweren Kämpfen, das lehrten uns erst die Sommerwochen von 1866, und wir sahen auch, daß es niemals anders gewesen sei, daß vielmehr alle die großen europäischen Kulturvölker, Engländer, Spanier, Franzosen,

Russen eben auch auf diese Weise, nur um Jahrhunderte früher, geeinigt worden seien, und von den Italienern erlebten wir es selbst. So behielt denn Rommen endlich Recht. In der That, seitdem im Marserkriege das römische Bürgerrecht allen Italikern zu teil geworden war, und das Band eines einheitlichen Rechts alle freien Männer der ganzen Halbinsel umschlang, gab es eine italische Nation und ein italisches Nationalgefühl. Niemand hat es wärmer und schöner verherrlicht, als Virgil, der Italiker aus dem latinisierten Keltenlande am Po (Georg. 2, 140. 170 ff.):

Nichts nimmt es mit Italiens Schönheit auf. —
Sei mir gegrüßt, Saturnus heilige Erde,
Du Mutter reichster Früchte in Feld und Wald,
Mutter von Männern du —

und stolz ruft er seinen Landsleuten zu in dem Epos, das aus dem Bewußtsein schicksalsbestimmter italisch-römischer Größe hervorgegangen ist, der Aeneide (6, 850 ff.):

Du, Römer, sei der Herr den Völkern allen,
Dein ist die Herrscherkunst, so übe sie,
Und zwing die Welt, den Frieden zu ertragen,
Den Trohgen furchtbar, mild den Überwundenen.

(Wilamowitz-Möllendorff, Reden und Vorträge, 268 ff.)

Aber was für die römische Geschichte galt, galt das auch für die griechische? Für dieses Volk der Küstenländer und Inseln, das sich in zahllosen engen Kreisen abschloß und eben in ihnen den wunderbaren Reichtum einer unvergleichlichen Kultur entfaltete, das sich in unaufhörlichen innern Kämpfen erschöpfte und endlich den Fremden, den Makedoniern zur Beute fiel? Nun, ein sehr lebendiges Nationalgefühl hatten doch auch die Griechen in der Zeit nach den Perserkriegen; nur beruhte es vor allem auf der hohen Kultur, auf dem stolzen Bewußtsein einer unendlichen Überlegenheit über alle „Barbaren,“ und zur politischen Einheit führte es nicht; ja sogar das Streben danach schien zu fehlen. Der Kampf zwischen Athen und Sparta erschien nur als ein Ringen um die Hegemonie, die leitende Stellung des einen der beiden Staaten, wobei seit George Grote, der als Bürger eines parlamentarisch regierten Volks die attische Demokratie zuerst gerecht würdigte, sich die Sympathien der Historiker im allgemeinen den Athenern zuneigten. Auch bei Ernst Curtius (Griechische Geschichte II. Bd., 1861) ist in der Erzählung vom ersten attischen Seebunde, seiner Ausbildung und seinem Zusammenbruch im peloponnesischen Kriege noch gar keine Rede davon, daß dieses „Reich der Athener,“ ἡ ἀρχὴ ἡ Ἀθηναίων, der erste und einzige ernsthafte Ansatß gewesen sei, einen griechischen Nationalstaat unter athenischer Führung zu schaffen; ja Curtius, selbst preußisch gesinnt und der Lehrer des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des spätern Kaisers Friedrich, erzählt nicht ohne ein gewisses Gefühl der Mißbilligung, wie Athen seine ursprünglich „gleichberechtigten“ Bundesgenossen, diese ohnmächtigen Inselkleinstaaten, allmählich zu Unterthanen hinabgedrückt und dadurch ihre Mißstimmung erregt habe, als ob das überhaupt anders hätte sein können. Aber das war die Zeit, wo der

Liberalismus von „moralischen Eroberungen“ Preußens in Deutschland sprach und, unbelehrt durch 1848/49, die deutsche Einheit ohne Krieg erreichen zu können glaubte. Da war es ein junger Heidelberger Historiker, Wilhelm Oden, der 1865 in seinem Buche „Athen und Hellas“ fest den Satz aufstellte, der attische Demos sei der Träger der griechischen Einheitsidee gewesen und habe, „nachdem er des Hellenentums Freiheit gerettet, in seinem Bundesreiche die erste und dauerndste Staatsform geschaffen, in welcher die Idee der National-einheit . . . ihre Verwirklichung gefunden“ habe (I, 11). Er wurde von mancher philologischen Seite scharf zurechtgewiesen, weil er „modernisiere,“ aber er hatte doch Recht. Als wir in den Krieg von 1866 hineintrieben, den Krieg einer jungen Großmacht, mit dem nationalen Programm auf der Fahne, gegen eine alte Großmacht, die nichts für sich hatte als ehrwürdige Ansprüche, aber nicht die Spur eines nationalen Programms, als es vielen sogenannten „guten Deutschen“ für national und volkstümlich galt, Preußen niederzuerwerfen, und sich unter nationalen Phrasen nichts weiter verbarg als Haß und Neid und Impotenz, als alle die salbungsvollen Reden von Verbrüderung der Stämme spurlos vergessen waren, da habe ich — ich entsinne mich dessen noch genau — mit einer Empfindung wahrer Erschütterung in dem zweiten Bande von Curtius die Seiten gelesen (307 ff.), in denen er die Stimmung Griechenlands vor dem Ausbruch des peloponnesischen Kriegs schildert; das paßte ja fast Zug um Zug auf das Deutschland im Juni 1866, wenn man nur die modernen Namen einsetzte, und es war doch fünf Jahre vorher geschrieben! Nur der Ausgang sollte der entgegengesetzte sein von dem im alten Griechenland. Daß die Herrschaft Athens die nationale Einheit der Griechen bedeutete, zwar nicht aller Teile der weitverzweigten Nation, wohl aber ihrer besten und thätigsten Teile rings um das griechische Hauptmeer, wie ja auch kein moderner Nationalstaat Europas alle Glieder der Nation umschließt, daß da ein fester griechischer Nationalstaat geschaffen war in einem Umfange und mit einer Leistungsfähigkeit, wie weder vorher noch nachher, und daß diese Gründung das Wesentliche in der ganzen politischen Entwicklung der Hellenen vor 338 gewesen ist, das hat dann 1877 einer unsrer geistvollsten Philologen, Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff, mit allem Nachdruck ausgesprochen und 1885 gegenüber abweichenden Meinungen aufs bestimmteste wiederholt.

Sehr viel schwerer ist eine andre Erkenntnis durchgedrungen, und vielleicht ist sie es immer noch nicht ganz, daß nämlich, nachdem das demokratische Athen den nationalen Staat nicht hatte behaupten können, das makedonische Militärkönigtum diese Aufgabe löste, indem es die unhaltbare und verderbliche Souveränität der griechischen Einzelstaaten zerbrach und sie in bündischen Formen einigte, daß es zugleich den alten hellenischen Nationalgedanken, die Eroberung Vorderasiens und seine Durchdringung mit hellenischer Kultur machtvoll verwirklichte und erst damit dieser Kultur die Herrschaft im Kreise der Mittelmeerländer, also ihre Weltstellung gegeben hat. Merkwürdigerweise liegen die Anfänge dieser Erkenntnis sehr weit zurück. Friedrich der Große schrieb an den Rand seines Handexemplars von Montesquiens *Considérations*

sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence die zugleich bezeichnenden und prophetischen Worte: „Diese Könige von Makedonien waren, was heute ein König von Preußen und ein König von Sardinien ist,“ und die Parallele zwischen Makedonien und Preußen ist ebenso dem Sänger des Frühlings, Ewald von Kleist, wie dem Dichter der Minna von Barnhelm, seinem Freunde G. E. Lessing (im Philotas) geläufig. Aber zur Höhe einer begründeten historischen Ansicht erhob diesen Gedanken von der nationalen Bedeutung des makedonischen Königtums doch erst Johann Gustav Droysen, derselbe Historiker, der es dann in den fünfziger Jahren, als nur wenige noch an den deutschen Beruf Preußens glaubten, in seiner „Geschichte der preussischen Politik“ (seit 1855) unternahm, die Vorbereitung zu diesem Verufe geschichtlich nachzuweisen. In der Einleitung zu seinem „Alexander dem Großen“ (1833) hat er ihn zuerst mit voller Bestimmtheit ausgesprochen. Er fand den heftigsten Widerspruch, und zwar nicht bloß, weil man von der Parallele, die man dahinter vermutete, damals nichts wissen wollte, sondern auch weil die Anschauung der Philologen dieser Zeit begreiflicherweise ganz beherrscht war von der Auffassung des Demosthenes. In der Bewundrung für die Größe des Redners und des Patrioten vergaß man, daß seine Urteile über seine Gegner nicht historische Urteile sind, sondern Äußerungen eines leidenschaftlichen Parteimanns; man hielt daher Achines schlechtweg für einen Verräter, Sokrates für einen idealistischen Schwachkopf und den nüchternen Phokion für einen unverbesserlichen Pessimisten; man wollte nicht sehen, daß die attische und die griechische Demokratie schon mit dem Ende des peloponnesischen Kriegs bankerott waren, daß der ewig schaulustige und selten opferwillige Demos von Athen zu einer großen Politik ganz unfähig geworden war, und die ganze griechische Kleinstaaterei, insofern sie souverän sein wollte, sich überlebt hatte, daß endlich eben deshalb durch die gebildeten Griechen dieser Zeit selbst praktisch und theoretisch eine immer stärkere und umfassendere monarchisch-unitarische Strömung ging. Darum wollten weder George Grote noch Ernst Curtius von Droysens Anschauung etwas hören; Grote schildert zwar noch das Zeitalter Alexanders des Großen, aber innerlich ablehnend, und Curtius schließt seine Griechische Geschichte (1867) mit der Schlacht von Chaironeia und dem Frieden des Demades. Es ist ungefähr, als wenn man die deutsche Geschichte mit der Auflösung des Frankfurter Bundestags für beendet erklären wollte. Heute, wo wir erlebt haben, daß die preussische Militärmonarchie der Hohenzollern die Nation geeinigt und zum glänzenden Siege über den alten Feind, ja zu einer noch vor dreißig Jahren ganz ungeahnten Weltstellung geführt hat, heute ist diese Auffassung überwunden, und der Verfasser der neuesten griechischen Geschichte, Julius Beloch, stellt sich vollständig auf Droysens Standpunkt (1897).

Aber je mehr wir erkennen, daß damals König Philippos und Alexander der Große eine welthistorische Notwendigkeit vollzogen, desto tragischer erscheint uns die Gestalt des Demosthenes, des einzigen Gegners, den der makedonische Monarch gefürchtet hat, tragisch vor allem im antiken Sinne. Denn wenn die Sache, für die Demosthenes kämpfte, nicht siegen konnte, wenn, auch falls

sie gesiegt hätte, Griechenland in seiner Zersplitterung verharret hätte und also zur Lösung seiner weltgeschichtlichen Aufgabe unfähig geblieben wäre, es ist doch vollkommen verständlich, daß sich der Stolz des Atheners auf eine große Vergangenheit gegen die Notwendigkeit der Unterwerfung unter ein zwar griechisches, aber politisch wie sozial fremdartiges und jugendliches Staatswesen sträubte, und zu beklagen nur, daß er auch nach der Entscheidung von Chaeroneia zu verbittert war, als daß er sich ihr ehrlich gebeugt hätte, daß er darum auch später noch mit allen und leider nicht immer mit lautern Mitteln gegen sie angekämpft hat. Aber er hat doch das Höchste geleistet, was ein Mann leisten kann; er hat seine ganze Kraft für ein großes Ziel eingesetzt und ist dafür in den Tod gegangen. Darum wird uns seine Persönlichkeit, nicht seine Sache, immer ehrwürdig bleiben, und wir werden immer mit tiefer Teilnahme das Bild betrachten, das uns die Meisterhand eines Künstlers seiner Zeit von ihm (im Vatikan) überliefert hat: diese hagere Gestalt mit den abfallenden eckigen Schultern und mageren Armen, dieser wie nachdenkend etwas vorgeneigte Kopf, dieses fast finster zusammengezogene schmale Antlitz mit dem kurz gehaltenen Bart, der gefurchten Stirn, den unter buschigen Brauen sinnend hervorblickenden Augen. Welcher Gegensatz zu dem Sophokles im Lateran! Ein stattlicher, wohlgebildeter Mann tritt er selbstbewußt, hochaufgerichtet dem Beschauer entgegen, der schöne Kopf vom sorgfältig gepflegten Vollbart und vollem Haupthaar umrahmt, die Augen weit offen mit ruhiger, freudiger Sicherheit etwas aufwärts gerichtet, ein Mann auf der Höhe des Lebens und ein glücklicher, befriedigter Mensch, der rechte *καλὸς καγαθὸς ἀνὴρ* des fünften Jahrhunderts. Zwei Zeitalter der attischen und der griechischen Geschichte sind uns hier verkörpert: in dem Dichter die herrliche Zeit des Perikles und des attischen Reichs, in dem Redner die Zeit des Niedergangs, des bitteren, verzweifelten, hoffnungslosen Kampfes um ein unmögliches Ziel.

Wenn es nun so ist, daß jeder Zeit die Vergangenheit anders erscheint, als der vorausgehenden, wenn bisher wenig beachtete oder ganz übersehene Dinge als wichtig und bedeutsam hervortreten, andre zurücktreten, und sich damit das ganze Bild anders darstellt als bisher, so hat auch jede Zeit das Recht und die Pflicht, neben der beständigen Vermehrung und bessern Erkenntnis des Materials auch die Geschichte von ihrem Standpunkt aus neu zu schreiben. So ist die Wissenschaft in der That unendlich, und nur in der fortgesetzten Arbeit bleibt sie lebendig. Auch von ihr gilt Goethes Wort:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!

Leipzig

Otto Kaemmel

